

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Band: 54 (1946)

Heft: 37

Artikel: Tagebuch einer Deutschlandreise

Autor: Reinhard, Marguerite

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-557154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS ROTE KREUZ

LA CROIX-ROUGE

Organ des Schweizerischen Roten Kreuzes und des Schweizerischen Samariterbundes - Organe officiel de la Croix-Rouge suisse et de l'Alliance suisse des Samaritains

Tagebuch einer Deutschlandreise

Heute, Freitag, 9. August 1946 verliessen wir — Dr. Oeri, Leiter des Bureaus für Aerztemissionen des Schweizerischen Roten Kreuzes, zwei deutsche, jüdische Kinder und ich — Kreuzlingen im offenen Ford. Die beiden Kinder, die achtjährige Perla und der fünfjährige Joseph, waren anfangs Mai mit einem Transport des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe, aus Prag in die Schweiz eingereist, konnten aber nach drei Monaten nicht mehr in jene Stadt zurückkehren, da die Eltern inzwischen nach München ausgewandert waren, um dort die Weiterfahrt nach den Vereinigten Staaten abzuwarten.

Am Bodensee.

In Konstanz waren die Grenzformalitäten rasch erledigt, und bei strahlendem Wetter fuhren wir mit der Fähre über den Bodensee nach dem schönen Meersburg, das unversehrt geblieben ist. Das Schloss grüsst immer noch über den See, und die Uferwellen und Auen sind so lieblich wie je. Friedrichshafen dagegen ist arg zerstört. In der Nähe von Lindau liegt das Flüchtlingslager Lindau-Zeck, das wir besuchten. Es ist ein richtiges Barackenlager, wie man sie heute überall in Deutschland findet und die vor noch nicht allzulanger Zeit zur Unterbringung der Fremdarbeiter gedient hatten. Das Lager Lindau-Zeck vermag 1200 Flüchtlinge aufzunehmen; heute leben nur 60 darin. Die Leiter erwarten indessen täglich einen umfangreichen Transport von Ostflüchtlingsen, und alles steht zu deren Aufnahme bereit. Es vermittelt einen guten Eindruck. Die sauberen Baracken stehen inmitten weiter Grünplätze, die Krankenabteilung ist geräumig und sauber, und das reichhaltige Kleiderdepot des Schweizerischen Roten Kreuzes, dem unsere besondere Aufmerksamkeit galt, befindet sich in tadellosem Zustand. Ja, die Lagerleitung kann ruhig dem Flüchtlingsansturm entgegensehen.

Nachmittags fuhren wir durch das prangende, sommerliche

Oberbayern.

durch die winklige, mittelalterliche, turm- und festungsbewehrte Stadt Landsberg; vorbei an schönen Dörfern. Wir erklimmen Hügel, und vor uns, unter uns, hinter uns schwingen die Aecker abwärts, schlängelte sich ein Weg bis zu den duftblauen Wäldern, dehnten sich die Wiesen und Aecker. Wir sangen Lieder, die beiden Kinder lachten oder wiederholten in zärtlichem Zweiklang immer wieder: «moya Mamoschka» — meine Mutter. Ein Bach folgte silbern den Auen, und ein Bauer trieb ein Gespann gleichwüchsiger Ochsen, das ein Fuder Rotklee in eine Scheune rollte. In den Dörfern winkten braungebrannte, gesunde Kinder. Ueberall waren die Schnitter am Werk, und die Sonne schien über die Stoppelfelder, die matt glänzten wie gesundes Mädchenhaar.

Abends erreichten wir München; wir suchten das Quartier des American Joint Distribution Committee auf, wo freundliche Frauen die beiden Kinder erwarteten. Perlas Vater war schon zweimal da-

gewesen. Während sich Dr. Oeri für eine Unterkunft umsah, blieb ich im American Joint und erfuhr, in welch traurige Verhältnisse die beiden Kinder, die uns während der langen Fahrt ans Herz gewachsen waren, zurückkehren mussten. Der Vater, ein deutscher Jude, war 1940 mit seiner Familie in ein Lager gesteckt worden; es gelang ihm indessen, mit Frau und Kindern nach Russland zu fliehen, doch auch dort verfolgte ihn das Unglück. Perla und ihre Mutter lebten während dreier Jahre in Sibirien, der Vater blieb irgendwo in einem Lager. Dann fanden sie sich wieder und kehrten nach Prag zurück. Nun ist die Familie mit den Deutschen aus Prag ausgewiesen worden. In München mussten sie erfahren, dass die Hoffnung, sofort nach den Vereinigten Staaten auswandern zu können, sich nicht erfüllen konnte. «Vielleicht in drei, vielleicht in vier Jahren», sagte man. Und was unterdessen? Wie leben? Wo leben? In einem Lager? Kleine Perla, was erwartest dich? Der Winter in einem Lager? Ein Schicksal unter Millionen...

München.

Samstag, 10. August 1946: München, das schöne München, die Stadt mit den weiträumigen Plätzen, mit den gradlinigen, breiten Strassen, München, die Stadt der grossen Bauherren, ist sehr stark zerstört. Da breiten sich vor uns die Palastruinen der Ludwigstrasse, wo die Häuserskelette auch heute noch ein buntes Stilgemisch, ein Bild von bezaubernder einheitlicher Wirkung vermitteln. Der Stil des Quattrocento verbindet sich mit viel Romanischem, und die Rundbögen der Ludwigskirche gleichen alle Härten des Uebergangs aus. Noch stehen die meisten Fassaden und zeigen den ausgeprägten Sinn der Erbauer Münchens für Fernwirkung. Wie hätte es einen Murillo dazu treiben müssen, die Landsbergstrasse mit ihrer hinreissenden Perspektive und den zarten rötlichen Färbungen oder die Ludwigsstrasse zu malen! Die Fassaden stehen noch, München steht noch, es ist auch noch als Ruine das alte München. Hier Baurisch-mittelalterliches, dort Gotik, etwas weiter vorn Romantik und daneben Barock, plötzlich das zärtliche Rokoko einer kleinen Kirche. Vieles innerlich zerfallen, ausgebrannt, mit lebendiger äusserer Form. Die beiden Türme der Frauenkirche blicken wuchtig auf die Trümmer, manch ein altes Haus oder Tor ist verschont geblieben. Doch liegt der schöne Marienplatz in Trümmern, Staatsbibliothek, Universität, Kunstakademie, die Pinakotheken sind fast ganz, das Rathaus nur wenig zerstört. Die Münchner sprechen schon von Aufbau. Sie reden vom Marienplatz, wie schön sie ihn mit der einstigen Arkadenumrahmung wieder aufbauen werden. Sie reden von einem sechzig Meter breiten Park, den sie gleichsam als Ring, um den Kern der Altstadt legen wollen. Und obwohl Münchens Ruinen Deutschlands ganzen Jammer verraten, sprechen die vielen Pläne doch eine tröstliche Sprache.

Wir fuhren nach Pasing ins UNRRA-Hauptquartier, wo Dr. Oeri eine Reihe die Schirmbildequipen des Schweizerischen Roten Kreuzes

betreffende Fragen zu besprechen hatte; denn diese Schirmbildequipen arbeiten unter der Oberleitung der UNRRA. Überall in München war mein Hauptaugenmerk auf die deutschen Kinder gerichtet, und mit Genugtuung konnte ich feststellen, dass mit wenig Ausnahmen diese Kinder recht aussehen. Kinder, wie wir sie schon aus andern Ländern in die Schweiz geholt haben, Kinder mit den grossen Augen in dünnen Gesichtchen, mit den schmalen Körperchen und dünnen Armen und Beinen, habe ich in Bayern nicht oft gesehen.

Den Nachmittag verbrachten wir in angeregtem

Gespräch mit Mitgliedern des Bayerischen Roten Kreuzes,

denen Dr. Oeri die Wünschbarkeit einer Durchleuchtung aller Ostflüchtlinge zur Feststellung von Tuberkulosekranken darlegte und dem Bayerischen Roten Kreuz die Anregung unterbreitete, diese Aufgabe selbst und aus eigenen Mitteln für die deutschen Landsleute aus dem Osten zu übernehmen. Unter grössten Schwierigkeiten bauen diese jungen Menschen aus den Trümmern eine neue Rotkreuz-Organisation auf und leisten täglich Bewunderungswürdiges mit einfachsten Mitteln. Schlicht und warm erzählen sie uns von ihrer Arbeit; das Zeichen des Roten Kreuzes, das wir begeistert lieben und das uns viel bedeutet, verband uns und schloss uns auf, so dass wir auch Gesprächsstoffe berühren durften, ernst und offenerzig, die wir sonst lieber gemieden hätten: die deutsche Kollektivschuldfrage, die deutsche Zukunft.

Hier vernahmen wir auch, dass vor einigen Tagen vom Amerikanischen Kontrollrat die vorläufige Weisung an die Militärregierung eingetroffen war, dass die Ausreise von Kindern aus der amerikanischen Zone in die Schweiz bewilligt worden sei. (Inzwischen ist die endgültige Zustimmung eingetroffen.)

Um uns noch über den Zustand der Flüchtlingskinder der amerikanischen Zone ein richtiges Bild machen zu können, besuchten wir das Allacher Flüchtlingslager in der Nähe von München, wo Sudeten-deutsche untergebracht sind. Dort entdeckten wir, dass die neu eingetroffenen Flüchtlingskinder sehr gut aussehen, weniger gut indessen jene, die sich schon seit einigen Monaten im Lager befinden. Ausgesprochen unterernährte Kinder haben wir nicht gefunden. Im Sommer erscheint allerdings alles viel besser. Im Winter aber...

Die erwachsenen Flüchtlinge arbeiten in den umliegenden Fabriken, die ältesten Kinder helfen den Bauern in der Stadtnähe und bringen als Entgelt Gemüse und Kartoffeln heim. Die Bekleidung dieser Flüchtlinge ist meistens sehr schlecht.

Erst gegen Abend können wir München auf der Reichsautobahn Richtung Regensburg verlassen.

Der Autoverkehr

Ist sehr lebhaft und die amerikanische Besatzungsmacht beherrscht das Bild. Armeelastwagen kreuzen uns, überall weisen Schilder mit englischen Inschriften auf die Gefahren der Strasse hin. Am feldgrauen Blech der Jeeps und Trucks sind Mädchennamen angemalt; da flitzen die Peggys und Joans an uns vorbei. An den Tankstellen weht die Fahne mit den Streifen und Sternen. Alle diese Fahrer, die weissen und die schwarzen, erscheinen uns von einer eigentümlichen Freiheit umweht, einer Freiheit, die auch uns berührt: die Freiheit der Landstrassen, die wohl jeden ergreift, wenn er durchs weite Land fährt, ob er nun auf dem Bock eines Zigeunerwagens oder im Jeep sitzt.

Bald mussten wir die Reichsautobahn wieder verlassen, und eine Strasse in zweifelhaftem Zustand führte uns durch mittelalterliche Städtchen, die im Licht der Abendsonne träumten, vorbei an Hopfenfeldern, die wie in Rechtecke geschnittene Wälder wirkten und deren einzelne, sieben Meter hohe Ranken von der Schwere der Frucht in die Knie zu sinken schienen. Bauern schnitten Gras, die Stoppelfelder blinkten mattgelb, vielerorts waren sie schon mit spriessendem Unkraut grün überhaucht, ein Hase hoppelte über die Strasse, blieb erstaunt stehen, hoppelte weiter, ein Mäusebussard pfeifte hinunter auf ein frisch aufgebrochenes Feld. Ziegen- und Gänseherden weideten einmütig auf der Wiese, und von ferne sahen sie aus wie zum Trocknen übers Gras gebreite schneeweisse Wäsche. Wir erreichten das UNRRA-Hauptquartier in Regensburg sehr spät und verbrachten dort noch die halbe Nacht im Gespräch mit dem Chef unserer Schirmbildequipe, einer Aertzin, und ihren Mitarbeiterinnen. Der Plan für die Weiterarbeit wurde aufgestellt und Fragen, die sich während der letzten Wochen aufgedrängt hatten, eingehend besprochen.

Displaced persons.

Am Sonntag früh besuchten wir das Ganghofer DP-Lager bei Regensburg, wo 6000 displaced persons — D.P.'s (heimatlose Verstreute) von der UNRRA betreut werden. Rund fünf Millionen dieser displaced persons sind schon in ihre Heimatländer zurückgekehrt,

830'000 sind noch in den über das ganze übriggebliebene Deutschland verteilten Lagern auf Kosten der UNRRA untergebracht. Es handelt sich zumeist um solche, die aus politischen Gründen nicht heimkehren können. Die Betreuer hoffen, dass die Vereinigten Staaten rund hunderttausend aufnehmen werden. Auch Brasilien und Frankreich haben ihre Bereitschaft angemeldet, einer Anzahl dieser heimatlos Verstreuten Asyl zu bieten. Zu der drängenden Frage der D.P.'s kommt heute noch jene der polnischen Juden, die fast täglich in einer Anzahl von 1200—1500 schwarz in Deutschland eintreffen.

Die D.P.-Lager sind sehr gut organisiert und umfassen in der Regel ein Schulhaus und eine grosse Anzahl von Siedlungshäusern. Die Familien wohnen beieinander, oft sind ganze Familien auch privat in der betreffenden Ortschaft untergebracht. Im Schulhaus sind die Krankenzimmer, die ärztlichen Untersuchungszimmer, die Unterrichtsräume für die Kinder, die Umschulungs- und Handarbeitsräume für die Erwachsenen und sehr hübsche Kindergärten eingerichtet. Die Haushaltung des UNRRA-Teams wird von D.P.'s geführt, und Aerzte und Krankenschwestern der D.P.'s versehen unter der Leitung eines UNRRA-Chefarztes und einer UNRRA-Oberschwester den gesamten Krankendienst. Auch der Schul- und Umschulungsunterricht wird von Lehrkräften aus der Mitte der D.P.'s erteilt. Die Lager stellen richtige autonome Körperschaften dar.

Die Schirmbildequipen des Schweizerischen Roten Kreuzes.

Am 3. Juli 1946 wurde beschlossen, die am 18. Februar 1946 mit finanzieller Hilfe der Schweizer Spende und durch die Vermittlung des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz begonnenen und immer noch laufenden Aktionen der beiden Schirmbildequipen in der amerikanischen Besatzungszone noch bis zum 15. Oktober weiterzuführen. Es hat sich gezeigt, wie wichtig es ist, die Tuberkulose-Bazillenstreuer festzustellen, sie von den Gesunden zu trennen und einer klinischen Behandlung zuzuführen. Aufgabe der Equipen des Schweizerischen Roten Kreuzes ist es, von sämtlichen Lagerinsassen eine Schirmbildaufnahme — photographiertes Röntgenbild in Leica-grösse — anzufertigen, den Befund auf einer Kartothekkarte niederzuschreiben und das betreffende Schirmbild bei den positiven Fällen anzuhelfen. Die Equipe des Schweizerischen Roten Kreuzes durchleuchtet auf diese Weise 800—1000 D.P.'s täglich, bleibt also in der Regel rund zehn Tage im gleichen Lager. Eine Equipe ist zusammengesetzt aus einem Arzt oder einer Aertzin als Equipenchef, einem Techniker, einem Photographen und einer Rotkreuzfahrer-Sekretärin. Die Kartei der Schweizer Equipe mit der Radiophoto bildet die Grundlage aller medizinischen Beobachtungen. Was die infektiösen und die rasch behandlungsbedürftigen Fälle anbetrifft, so stellt der Schweizerarzt ihre Namen am Schluss der Tätigkeit in einer Liste zusammen und übergibt sie dem Lagerarzt mit der Bitte, für die Evakuierung besorgt zu sein. Die Lagerärzte zeigen für diese Aufgabe ein ausgesprochenes Interesse; die einer sofortigen Behandlung bedürftigen Fälle konnten fast immer evakuiert und in ein Spital eingeliefert werden.

Eine interessante Tatsache hat sich gezeigt: Insassen, die ganz allgemein Mangelperioden durchgemacht hatten, wie zum Beispiel in Konzentrationslagern, zeigen sich beim Verlauf einer Tuberkulose meist widerstandsfähiger als gewöhnliche Menschen. Sie überleben auch eine sehr schwere Tuberkulose, an der andere oft zugrunde gehen müssen.

Die beiden Equipen des Schweizerischen Roten Kreuzes arbeiten mit bewundernswertem Einsatz; die Arbeit ist sehr eintönig und oft mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Viel Mühe bereiten die Ueberwindung der Furcht und des Widerwillens der Lagerinsassen vor der fremden, unheimlichen Apparatur, sowie die fremde Mentalität der verschiedensten Völkerschaften innerhalb dieser Lager.

Regensburg.

die einstige Hauptstadt Bayerns, ist teilweise zerstört. Doch sind es nicht Bomben-, sondern Artillerieeinschläge, welche die Spuren in den alten, düsteren Häusern im unregelmässigen Strassengewirr hinterlassen haben. Das Rathaus, in dem bis zum Jahre 1806 der deutsche Reichstag seinen Sitz hatte, steht noch, und vom prächtigen gotischen Dom St. Peter, an dem seit 1247 gebaut worden ist, sind nur die Gasmalereien zerstört. Romantisch und von eigentümlichem Reiz muten die Anschriften auf den im Boden eingelegten Sandsteingrabplatten an: ein «kunstberühmter Maler» ruht neben einer «lieblichen Frau Gräfin». Eine schöne, im 12. Jahrhundert erbaute Steinbrücke mit ehrwürdigem Tor ist teilweise zerstört, doch bereits wieder notdürftig geflickt worden. In einer sehr alten Kirche neben dem Dom wohnten wir den zauberhaften Vorgängen einer russischen Trauung bei. Diese herrlichen Stimmen des Chors! Diese alten Gesänge! Diese Demut und Hingabe der russischen Flüchtlinge!

Montag, 12. August, sahen wir

unsere Equipe an der Arbeit,

sahen, wie einer nach dem andern der D. P.'s den Oberkörper entblöste, wie einer nach dem andern den Brustumfang messen liess, wie einer nach dem andern das Kinn auf die Stütze legte, die Arme nach hinten bog und die Schultern nach vorn fallen liess, und wir hörten den kleinen Knacks der photographischen Aufnahme, wir sahen, wie einer nach dem andern den für sie unheimlichen Schirmbildapparat verliess und befreit das Hemd wieder über Schulter und Brust streifte, und wir bemerkten mit Stolz, wie sich dieser ganze Vorgang ruhig, gleichmässig und ohne Störung abwickelte. An den Tischen sassen D. P.'s und vermerkten die Angaben. Die Equipe arbeitete sicher und gut.

Um 9 Uhr verliessen wir Regensburg in Richtung Nürnberg. Zuerst fuhren wir der Donau entlang, durch liebliche Dörfer, vorbei an einem grossen Lager mit 20'000 deutschen Kriegsgefangenen. Dann verliess die Strasse die Donau und bog in eine weite, hügelige Landschaft mit riesigen Wäldern. Ueberall begegneten wir Zigeunerwagen. In den Dörfern liessen die Zigeuner ihre struppigen Pferde im Kreise traben, immer rund herum, und lachende Bauernkinder sassen darauf. Wir sahen grosse Strecken gefällten Waldes: Kahlschlag, kurzsichtig und nur auf das Heute gerichtet. Ist es nicht so, dass der Wald gerne jedes Jahr etwas von seinem Reichtum abgibt, dass immer wieder Jungholz nachwächst für die nächste Generation, und dass ein Förster oder Waldbauer weiss, dass er nicht ernten kann, was er gesät?

Nordbayern.

Nürnberg, die Stadt Albrecht Dürers, die Stadt eines Hans Sachs, die Stadt, deren enge Gassen man früher immer wieder entzückt auf der Suche nach ihren Köstlichkeiten durchstreift hatte, das Nürnberg der stattlichen Giebelhäuser und reichen Kirchen, ist furchtbar zerstört. Teilweise zerstört sind auch die Stadtmauer, der ehrwürdige Heidenturm und die alte Burg, Sitz der einstigen kaiserlichen Burgherren aus dem Geschlecht der Hohenzollern. Ueber dem tiefen Schmerz um diese einst so schöne Stadt ist uns erst in Erlangen bewusst geworden, dass in Nürnberg Richter über die Kriegsverbrecher das Urteil fällen.

In *Erlangen* besuchten wir die Siemenswerke, um den Ersatz von einzelnen besonders abgenutzten Teilen der Schirmbildapparaturen zu besprechen. Erlangen ist eine kleine, hübsche Universitätsstadt; sie ist vor Bombardierungen verschont geblieben. Von da fuhren wir nach dem reizenden mittelalterlichen und unzerstörten *Fürth*, einer Stadt mit hochgiebligen, doch kleinen, aus schweren Sandsteinquadern erbauten Häusern; weiter gegen Würzburg, an ausgedehnten Feldern, hübschen Dörfern und Städten mit reichen Riegelhäusern vorbei. An der Strasse arbeiten deutsche Kriegsgefangene. Wir begegneten einer langen Kolonne von amerikanischen Trucks, wahren Ungeheuern mit 22 Reifen, die fast die ganze Breite der Strasse einnahmen. Ab und zu träumte ein Kloster inmitten der Felder, ab und zu drehte sich in einem Landstädtchen ein Karussell zu den grellen Klängen einer Zirkusorgel. Wir plauderten mit Kindern, und ihr Erzählen gewährte uns Einblick in das Leben manch eines Riegelhauses. Der lachende Sommer überdeckt viel Elend, und man fasst es oft nur im persönlichen Gespräch.

Beim Städtchen Mauerbernhelm mit den vielen Türmen und der trutzigen Stadtmauer begannen die Rebberge an den Südhängen, und bei Kitzingen an der Tauber fanden wir wieder ein D. P.-Lager. In dieser Gegend gleichen die Gasthöfe kleinen, reichen Klöstern.

Kurz vor Würzburg, in einer halbzerschossenen Fabrik, sind deutsche Kriegsgefangene und eine Garagemannschaft der amerikanischen Besatzungsmacht untergebracht. Neger pfeifen schmelzend Lieder zur Arbeit, und auf der hohen Fabrikmauer schritt die Wache mit aufgepflanztem Bajonett hin und her; wie eine Schattenfigur hob sie sich schwarz vom Abendhimmel ab. Ein anderer Neger sang mit sehnsüchtiger, weicher Stimme: «I'm longing for my lassie» — ich sehe mich nach meinem Mädchen —; der Schatten auf der Mauer schritt weiter auf und nieder.

Im Dämmerdunkel erreichten wir *Würzburg*, und es war doch noch hell genug, um die fast vollständige Zerstörung wahrzunehmen. Nur 25 Minuten hatte die einmalige Bombardierung gedauert, um aus dieser alten Stadt am Main, wo das Grabmal Walters von der Vogelweide steht, eine tote Ruinenstadt zu machen. Auch die prächtige alte Burg ist zerstört; trotzdem reift am Burghügel der Wein. Auf dem Schutt ehemaliger Häuser sind kleine Gärten angelegt, Blumen blühen in den Trümmern, und ein sehr junger Holunderbusch übergrünt freundlich einen herabgefallenen Schornstein. Ausserhalb der Stadt, wo das Ackerland beginnt, steht vor einem Haus der Würzburger Gefängniswagen.

Ungefähr in der Mitte zwischen Würzburg und Frankfurt, inmitten des grossen herzynischen Waldes, der einst das alte Ger-

manien bedeckte, inmitten von zahlreichen Höhenzügen, liegt das «Wirtshaus im Spessart». Beim Spessart ist der Wald wie ein wogendes Meer, und da, wo der Wald in die Aecker greift, fluten goldene Lichtbahnen durch die Stämme.

Aschaffenburg ist vielfach zerstört. Wir fuhren am grossen D. P.-Lager vorbei, das 15'000 Heimatlose beherbergt. Es war schon dunkel, als wir die zerstörte Altstadt von *Frankfurt a. M.* durchquerten, um nach Oberursel zu fahren, wo wir die Nacht bei der Delegation des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz verbrachten.

Frankfurt.

Der Dienstagmorgen sah uns im amerikanischen Hauptquartier in Frankfurt, das im riesigen Gebäude der J. G. Farbenindustrie untergebracht ist, von Bureau zu Bureau, um Fragen des Einkaufs unserer Equipen in den UNRRA-Verkaufsläden zu besprechen und die Neuregelung, die inzwischen von der amerikanischen Armee zur Verhinderung von Missbrauch angeordnet worden war, kennenzulernen. Denn aus den Beständen der Besatzung floss eine beachtliche Menge Tabak und Kolonialwaren durch Tausch, Kauf oder Entwendung in den schwarzen Markt, und der Kreis der Abnehmer nahm ständig zu.

Die Altstadt von Frankfurt ist ein einziger Jammer. Im Kaiserdom können wegen Einsturzgefahr keine Gottesdienste abgehalten werden. Der prächtige Römer liegt in Trümmern, das Goethehaus ist zerstört. Was Goethe so lebendig beschrieben, die Häuser und Gassen seiner Jugendstadt, all das liegt in Schutt und Staub.

Wir besuchten eine Schule und dann eine Kinderklinik. Bei den Frankfurterkindern ist kein ausgeprägtes Untergewicht festzustellen; doch zeichnet sich vielfach eine beginnende Unterernährung ab. Zudem sind die Wohnverhältnisse, ganz besonders für die Flüchtlingskinder, die zum Teil in den grauenhaften Bunkern leben, sehr schlecht. Von verschiedensten Seiten hat man uns in Frankfurt versichert: «Wir brauchen eigentlich weniger materielle, sondern vor allem moralische Hilfe. Lasst uns nicht in dieser entsetzlichen geistigen Abgeschiedenheit verkümmern und verderben! Versucht, das Positive, das sich überall regt, zu sehen! Sprecht mit uns! Tauscht Gedanken aus mit uns! Seit Jahren waren wir abgeschnitten. Seit Jahren wissen wir nicht mehr, was ausserhalb unserer Grenzen vorgeht. Schickt uns Bücher! Schickt uns Schweizer Bücher und Uebersetzungen von englischen, amerikanischen, französischen Büchern, damit wir kennenlernen, wie andere Völker denken und fühlen! Dass ihr da seid, dass ihr nach unseren Kindern fragt, wiegt jede materielle Hilfe auf.»

Deutsches Schicksal.

Auf dem Weg nach Bad Kreuznach, wo wir mit dem Delegierten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz zu sprechen hatten, trafen wir in den Trümmern von *Wiesbaden* einen bekannten Verleger medizinischer Fachschriften. Er lud uns in sein Heim ein, und aus einer halben Stunde, die wir dort bleiben wollten, wurde ein ganzer Abend. Seine Frau ist Jüdin, eine jener verfeinerten, schmalen, nach innen gerichteten Frauen, die uns mit einer Innigkeit, die jenen Frauen eigen ist, mit dem Wenigen bewirtete, das ihr zur Verfügung stand. Wie ist diese stille, zarte Frau dem Schrecklichen entgangen?

Und als ob der Verleger mit dem klugen Gesicht unsere Gedanken erraten hätte, bemerkte er: «Deutschlands Sieg wäre der Untergang der Menschheit gewesen.» Er führte uns zu einem kleinen Tisch, der mit deutschen Zeitschriften der letzten Monate über und über belegt war. «Die heutigen Zeitungen», sagt er, «sie werden von den Besatzungsmächten kontrolliert. Seht sie euch an! Nehmt euch Zeit dazu! Nachdem die Publizität seit zwölf Jahren das Land mit Brüllen erfüllt hatte, ist der Ton dieser Zeitungen realistisch und sehr gedämpft.»

Wir setzten uns hin, wir begannen zu blättern und stiessen auf Abschnitte, die uns gefangenahmen. Wir begannen zu schreiben, zu notieren. Die nachfolgenden Fragmente sind den verschiedensten Zeitungen entnommen.

«Viele Deutsche erkennen heute, dass das Gehen des Weges, das ihnen nunmehr beschieden ist, ihnen von aussen nicht abgenommen werden kann. Sie wissen, dass sie ganz und gar selber durchmüssen. Und aus der Erfahrung, dass auch vom Ausland nicht fertige, einfache



zu übernehmende Lösungen zu beziehen sind, muss Deutschland die Folgerungen ziehen.» —

«Deutschland befindet sich heute in einer Art geistiger Agonie. Es ist auf dem besten Weg, seine Besinnung zu verlieren, oder, genauer, die Besinnung, die es verlor, nicht wieder zu gewinnen. Oder ganz genau: die letzte Möglichkeit zu verlieren, überhaupt zur Besinnung zu kommen.» —

«Dass wir den Krieg verloren haben, daran war nicht die böse Welt schuld, nicht die verräterischen Italiener und nicht die rumänische Division und auch nicht die schlechte Witterung auf dem Mittelmeer oder anderswo und auch nicht die Verschlafenheit der Leute am Atlantikwall und auch nicht die Generäle, die die schönsten Panzerwagen zuhause hielten. Es gibt nur einen einzigen Fehler: Dass Hitler den Krieg begonnen hat!» —

«Schweig und nimm dein Schicksal an! Sei doch wenigstens ein guter Verlierer!» —

«Welches ist der tiefere, der geschichtliche Sinn dieses ganzen Erlebens? Ihn zu finden, haben wir nicht das Vermögen. In dieser Weise liegt die Geschichte nicht in unserer Macht. Ihre blutigen Zeichen zu entziffern, ist uns nicht verliehen; denn das Reich der Freiheit und das Reich der Notwendigkeit, das Tun und das Erleiden liegen ineinander. Wir sind hinein verwoben und schauen nicht daraus hervor. Die reale Lage einsehen, Klarheit schaffen und besser handeln — das ist der Sinn, den zu haben in unserer Macht liegt: er liegt immer in der Zukunft. Der Boden ist uns unter den Füßen weggezogen worden. Legen wir einen neuen Boden!» —

Ministerpräsident Maier: «Die Demokratie ist zu unserem nationalen Schicksal geworden. Ob wir wollen oder nicht, es bleibt gar nichts anderes übrig, als so rasch es geht und so gut es geht ein Staatswesen aufzubauen, das den kritischen Augen der zu Tausenden in unserer Mitte lebenden Beobachter der Siegermächte standzuhalten vermag, welches sie durch die Art seines Zustandekommens überzeugt und ihnen Vertrauen auf einen dauerhaften Bestand vermittelt.»

Wir bleiben lange in der kleinen Wohnung, einer Notwohnung, des Verlegers sitzen. Früher hat er in Leipzig gewohnt, dreimal ist sein Verlag zerstört worden. Aus tiefem Sinnen erwachend, sagt er: «Deutschland hat Grauenhaftes getan, und unzählige Deutsche waren an der Organisation des Scheusslichen beteiligt. Doch heute sagen die meisten: ‚Dies haben wir nicht getan.‘ Und das Grauenhafte liegt eigentlich darin, dass ihre Aussage in der Tat stimmt. Sie wussten nicht, was sie taten.»

Das Grübeln über die Schuldfrage... sind wir angesteckt? Während der nächtlichen Fahrt zerdenken wir quälend hundert Fragen. Wir erkennen mit Grauen das Böse, zu dem der Mensch, ja, der Mensch als solcher fähig ist. Nicht nur der Deutsche. Und vielleicht bedeutet die deutsche Schuldfrage für jeden, für den Menschen überhaupt, die letzte Möglichkeit zur Besinnung.

Fast wie im Traum zeigen wir unsere Papiere am Brückenkopf einer langen Brücke, die über den Rhein führt, fast wie im Traum nehmen wir die nächtliche Landschaft war, doch plötzlich entdecken wir die Sterne, und Freude überfällt uns. Wunderbar klar steht der Skorpion am südwestlichen Himmel.

Kinderelend.

Mittwoch, 14. August: Der Delegierte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, Herr Favre, hat uns gestern nacht in *Bad Kreuznach* trotz unserem späten Eintreffen in herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen. Heute hat er schon alles getan, um uns Einblick in die Verhältnisse und den Zustand der Kreuznach Kinder zu gewähren. Wir haben viele Stunden im grossen Schulhaus verbracht und mit Lehrer und Kindern gesprochen. Wir haben ein Waisenhaus besucht und die Kinder auf der Strasse beobachtet, und wir haben erkennen müssen, dass die Kinder der kleinen, zerstörten Industriestädte der Rheinpfalz — *Bad Kreuznach*, *Bingen*, *Kaiserslautern*, *Kirn* — an Hunger leiden; rund ein Fünftel ist stark unterernährt. Lehrer müssen Kinder unterrichten, die seit Tagen kaum etwas zu sich genommen haben. An den vergitterten Fenstern der Schulküche, wo die aus Amerika heimkehrenden Kriegsgefangenen gespeist werden, spielen sich erschütternde Szenen ab. Hungernde, schmale, blasse Kinder strecken den essenden Kriegsgefangenen die Arme durchs Gitter entgegen, die Augen flehend aufs Brot, auf den Blechnapf gerichtet. Hunger! Und dann der innere Kampf der Männer, die das Brot, die warme Suppe in Händen halten, der Kampf der Männer, die hungrig sind und nicht wissen, ob sie morgen noch etwas essen werden. Wenig haben sie heute erhalten. Sehr wenig. Aber die magern Aermchen, die so trostlos leeren Händchen, diese Augen! Und langsam, fast widerwillig, mit innerem Zögern, schieben die Soldatenfäuste Brot in die Kinderhände, einer tritt ans Gitter und löffelt Suppe in einen kleinen Mund. Noch einer tritt ans Fenster. Noch einer. Sie teilen die karge Mahlzeit. Sie können nicht anders.

Noch etwas sehen wir in *Bad Kreuznach*, das sich überall wiederholt, in allen Städten und Städtchen der Welt, über die der Krieg

gerast ist: den heimkehrenden Kriegsgefangenen, den heimkehrenden Soldaten. Er steht vor dem Schutt seines einstigen Hauses, er steht dort lange, arm hängt die Segeltuchtasche an der Schulter, schlottern die Kleider um die Glieder. Er steht und schaut. Langsam senkt er den Kopf, schüttelt ihn, langsam wendet er sich ab und stapft tiefgesenkten Kopfes die Strasse hinauf.

Wir fahren weiter.

Die Strasse wächst aus dem weiten, fernen Horizont, und vor uns dehnen sich riesige Felder. Die Schnitter schneiden die Frucht, und die Garben stehen fast unübersehbar weit. Wie gut ist die Erde, wie reich die Ernte! Wie unvernünftig der Mensch! Noch ist es Sommer. Schenkender, warmer Sommer. Der Winter aber wird für Deutschland schrecklich sein.

Das alte Reichsstädtchen *Oppenheim* liegt unversehrt inmitten der Weinberge, und wichtig steht die alte Kathedrale: ich bin noch da. Auch die Kathedrale von *Worms*, von der die Sage erzählt, sie hätte den Streit der Königinnen *Kriemhild* und *Brunhild* erlebt, in ihren Mauern sei, während der Messe, der unüberwindliche Hass zweier Frauen zusammengeströmt, diese Kathedrale steht noch.

Nun wird das Land flach. Kinder bücken sich nach Aehren, und schwerbeladene Leiterwagen bringen die Frucht in die Scheune. Im sehr zerstörten *Ludwigshafen* besuchen wir ein Spital. Von den 26 Spitalgebäuden sind noch drei, und auch diese stark beschädigt, zurückgeblieben. Früher fasste das Spital, das als eines der modernsten in Deutschland galt, 1200 Patienten; heute kann es bestenfalls 300 aufnehmen, 165 werden im Bunker untergebracht. Diese Trostlosigkeit der Bunker-Krankensäle! Da liegen sie, Männer und Frauen, krank, blass, in Räumen, wo das Atmen schwer wird, wo keine Fenster Licht und Sonne und das Spielen des Windes oder das Singen einer Amsel hereinlassen, wo sich nie ein Bienechen hineinverirrt und den Kranken ablenkt von seinen Schmerzen. Ueberall stösst der suchende Blick nur auf Mauern. Und das künstliche Licht ist schlecht. Trostlos sind diese Krankenzimmer! Kalt ist es unter der Erde.

Wir fahren über den Rhein nach *Mannheim*. Der Wind ist aufgesprungen und zaust an den vielen Zetteln einer Anschlagwand, die sich grau und müd an eine Mauer lehnt. Ein greller Theaterzettel klebt mitten drin: «Heute Bettelprinzessin! Kommt und seht!» An *Heidelberg* ist der Krieg vorbeigegangen. In zärtlichem Rosa grüsst die Abendsonne die Ruine des kurfürstlichen Schlosses über der Stadt. Im Neckar baden Kinder, und die Strassen sind von geschäftigem Treiben belebt. Die Kauläden zeigen in den Fenstern mannigfaltige Auslagen, die Menschen in Heidelberg erscheinen weniger bedrückt als in andern Städten.

Am Neckar aufwärts fahren wir an *Stuttgart* vorbei nach *Esslingen*, wo unsere zweite Equipe arbeitet, und verbringen den Abend mit unseren Landsleuten und UNRRA-Funktionären verschiedenster Nationalität.

Das P. D.-Lager in *Esslingen*, das vom UNRRA-Team 102 betreut wird, beherbergt 6000 heimatlos Verstreute: 5500 Balten und 500 Polen. Davon besuchen 280 junge Balten und Polen die Universität von *Tübingen*. In diesem Lager herrscht Ruhe und Disziplin. Die Balten sind im Verkehr sehr angenehm, gebildet, wissen sich zu beschäftigen. Sie helfen, wo sie können, tauschen Sprach- und andere Kenntnisse in ernstem Studium aus. Die Kinder sind gut erzogen, aufgeweckt und folgen dem Unterricht mit Leichtigkeit. Unter den Balten befinden sich auch ausgezeichnete Aerzte und Krankenschwestern, die für den Sanitätsdienst des Lagers beigezogen werden und sich dieser Aufgabe mit Hingabe widmen.

Wir sprachen mit einem baltischen Studenten, fragten ihn nach seinen Plänen. «Ich warte auf den dritten Weltkrieg», sagte der Heimatlose hart! Noch auf der Heimreise durch das liebliche *Württemberg* verfolgen uns diese Worte. Krieg! Gibt es wirklich Menschen, die auf den dritten Weltkrieg warten? Wir durchfahren hügeliges Land. Sanft gehügelt wie das Mittelland der Schweiz. So lieblich wie Landschaften in Frankreich, so lieblich wie tausend ländliche Gegenden in tausend Ländern. Ueberall uralte Erde! Kümmert sie sich darum, ob Menschen Krieg führen? Kümmert sie sich um Wahnsinnige?

Marguerite Reinhard.

Hofer

GOLDSCHMIED AG.
MARKTGASSE 27 BERN.